

Gastkolumne

In Amerika gibt es schräge Vögel

Vogelbeobachtung gilt in den USA als beliebtes und lehrreiches Hobby. Auch der Schweizer Botschafter interessiert sich dafür



Claudia Franziska Brühwiler

Die Frage dürfte die amerikanische Politik und Öffentlichkeit in den nächsten Monaten umtreiben: Wird der erste Ex-Präsident, der voraussichtlich einen Teil des Wahlkampfs 2024 auf der Anklagebank verbringen wird, auch der erste Ex-Präsident hinter Gittern sein? Hunderte werden sich in New York noch die Köpfe verrenken und einen Blick auf den angeklagten Donald J. Trump erhaschen wollen, der dereinst zum *jailbird* werden könnte, wie in den USA Häftlinge genannt werden.

Und Hunderte haben sich in New York schon die Köpfe verrenkt nach einem ganz andern Vogel, einem, der seinen Käfig verlassen hat: Der Uhu Flaco türmte aus dem Central Park Zoo, nachdem Vandalen seine Voliere beschädigt hatten, und machte den 345 Hektaren grossen Park auf Manhattan zu seinem neuen Zuhause. Ich weile derzeit für einen Kurs in New York und habe natürlich ebenfalls nach Flaco gesucht – vergeblich. Aber gelohnt hat sich die Suche gleichwohl: Denn wer sich mit Amerikas Vögeln befasst, kommt Land und Leuten näher.

Allein der Central Park beheimatet über 340 verschiedene Vogelarten! Durch den bewaldeten Abschnitt namens «The Ramble» winden sich zahlreiche Wege, auf denen sich dem geübten Auge viele dieser Vögel

zeigen. Während Vogelbeobachter hierzulande oft – und für Uneingeweihte eher abschreckend – als Hobby-Ornithologen bezeichnet werden, klingt der amerikanische *birder* viel nahbarer. Er ist es auch. Was damit zu tun hat, dass Amerikas *birders* Amerikaner sind – und damit meist zum Smalltalk aufgelegt und grossmütig gegenüber Unwissenden. Natürlich gibt es gewisse demografische Tendenzen, etwa, dass mehrheitlich Männer gesetzteren Alters ambitioniertere, manchmal gar kompetitive Beobachter sind. Dagegen sehen sich Frauen eher als *bird watchers*, wie Soziologen herausgefunden haben.

Derweil steigt die Zahl der *birders* im Gegensatz zu jener der Angler und Jäger, und gerade während der Pandemie haben viele Amerikaner die Natur um sich herum neu kennen- und schätzen gelernt. 600 000 von ihnen sind Teil der Audubon Society, deren Namen auf jenen Mann zurückgeht, der Amerikas Vogelwelt sozusagen entdeckt hat: John James Audubon, geboren als Jean-Jacques Robin. Passenderweise ist Audubon ein Landsmann jenes Mannes, der 1835 über die Demokratie in Amerika schrieb. Während die Schriften des französischen Adligen Alexis de Tocqueville noch heutigen Lesern die amerikanische Politik und Gesellschaft erschliessen, hat Audubon den Blick der zu seinen Lebzeiten noch jungen Nation für ihre gefiederte Fauna geschärft. Zwischen 1827 und 1838 veröffentlichte er «Birds of America», 435 Bildtafeln, deren lebhaft und detailgenaue Darstellungen selbst im Zeitalter der Digitalfotografie Betrachter begeistern.

Das ästhetisch-ornithologische Vergnügen wird jedoch getrübt, und zwar in sehr amerikanischer Weise: Audubon besass und handelte mit Sklaven. Die nach ihm benannte



Mitte März diskutierten die Ornithologen, ob sie sich nicht umbenennen sollten.

Gesellschaft musste sich dieser Vergangenheit stellen, Mitte März diskutierten die Ornithologen, ob sie sich nicht umbenennen sollten. Trotz Druck verschiedener Mitgliedsgesellschaften und massiver Kritik hält die über hundertjährige Vereinigung an ihrem Namen fest und will sich von den Sünden ihres Namensgebers nicht reinwaschen, sondern diese problematisieren.

Auch im Central Park bringt *birding* – so heisst das Hobby – manchmal tiefer liegende gesellschaftliche Probleme zum Vorschein. Im Mai 2020 war Christian Cooper wie so oft im Park unterwegs, als ein verbotenerweise frei herumlaufender Hund die Vögel aufschreckte. Als Cooper das Frauchen aufforderte, ihren Vierbeiner anzuleinen, rief diese die Polizei an und tat so, als ob sie bedroht würde. Cooper ist schwarz, die Hundebesitzerin weiss. Was auf Wikipedia heute als «Vogelbeobachtungsvorfall im Central Park» vermerkt ist, ging um die Welt.

Glücklicherweise ist aber *birding* meist ein friedlicher Zeitvertreib, der auch Unbeteiligten indirekt Freude bereiten kann. Vor einiger Zeit gelangte einem Hobby-Ornithologen im Gliedstaat Maryland ein seltener Papstfink vor die Linse, der mit seinem bunten Federkleid nicht nur die Leser der «Washington Post» begeisterte. Gelungen war die Aufnahme dem Schweizer Botschafter in Washington, Jacques Pitteloud, dessen Vogelaufnahmen aus Ostafrika schon in Büchern abgedruckt worden sind.

Während die Auseinandersetzung mit einem möglichen präsidentalen *jailbird* Amerika entzweit, können echte Vögel Menschen zusammenbringen.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.



ILLUSTRATION: GABI LOPP

Medienkritik

Die neue Liebe zum Print



Aline Wanner

Ringier erweckt eine alte Zeitschrift wieder zum Leben: «Style», ein Heft für die feine Lebensart, das nun dreimal im Jahr der «Schweizer Illustrierten» beziehungsweise «L'illustré» beiliegen wird, «das perfekte Werbeumfeld für Produkte, die für Genuss und Wohlbefinden stehen». Auf Twitter kritisierten ehemalige Mitarbeiterinnen das Medienunternehmen, weil sie 2020 bei der Einstellung des Magazins entlassen worden waren. Ringier bezeichnete die ganze Angelegenheit nun ungeschickterweise als «Pause».

Dabei korrigieren die Verantwortlichen mit ihrem Revival eher eine Fehleinschätzung, die damals – nach ein paar Monaten der Pandemie – viele in der Branche machten: Man erklärte den Print endgültig für tot. Die letzten Werbekunden hatten sich im allgemeinen Schock zurückgezogen. Und die lesenden Kunden erweckten nicht den Eindruck, als würden sie jemals wieder Seiten aus Papier anfassen wollen, das schon jemand anderes durchgeblättert und mit Viren kontaminiert haben könnte.

Doch die öffentliche Gesundheits- und entsprechend auch die Marktlage veränderten sich rasch. Besonders (aber nicht nur) für die Luxusindustrie sind Printprodukte ein interessantes Investitionsobjekt geblieben, weil diese, gerade in der Schweiz, mehr denn je ein Statussymbol reicher Entscheiderinnen sind. Je edler und unjournalistischer, desto besser: Seine Uhren oder Ohrhinge in einem Umfeld von Krieg oder anderem Leid präsentieren, das möchte selbstverständlich niemand.

Beliebt hingegen sind lockere redaktionelle Inhalte wie Konsumtipps, Trends, gute Laune. Idealerweise erscheinen die Magazine in grosser Regelmässigkeit, besonders kurz vor Weihnachten. Es wäre also wenig überraschend, könnte man «Style» bald schon in höherer Frequenz lesen als damals – vor der «Pause».

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Auf Europa lastet seit Jahrhunderten ein Genderfluch



Patrick Imhasly

Was haben wir uns bemüht, Frauen und Männer gleichzustellen. Viel häufiger als noch vor fünf Jahren sieht man heute, wie junge Väter mitten in der Woche einen Bugaboo mit ihrem Nachwuchs durch die Stadt schieben. Manche von ihnen haben in dieser Rolle so viel Selbstvertrauen entwickelt, dass sie sich noch schnell ein Bierchen in einer Beiz gönnen, bevor sie mit Kind und Einkauf nach Hause gehen, um das Abendessen für die Familie zuzubereiten. So ziemlich jedes Unternehmen in diesem Land – ob Schreinerei oder Pharmamulti – sucht händleringend Frauen, die bereit sind, Führungsverantwortung zu übernehmen und Karriere zu machen. Und der strukturell

bedingte Lohnunterschied zwischen Männern und Frauen ist in den meisten Branchen mittlerweile so klein geworden, dass man ihn mit der Lupe suchen muss.

Doch nun zeigt sich, dass diese schönen Fortschritte nichts anderes sind als eine grosse Illusion. Europas Gesellschaft scheint mit einem Fluch behaftet. Auch wenn die Unterschiede zwischen den Geschlechtern nirgendwo so klein sind wie in Europa: Es gibt sie seit Jahrhunderten, und wir werden sie wohl nie ganz los. Diesen ernüchternden Schluss muss man aus einer Studie ziehen, die zwei Politologen und eine Politologin der Washington University in St. Louis kürzlich vorgelegt haben.

Die Forscher wollten wissen, wie tief Gendernormen in der europäischen Geschichte verwurzelt sind. Dazu haben sie Befunde über den Zustand der Zähne von 10 000 zumeist mittelalterlichen Skeletten aus ganz Europa mit heute noch herrschenden Geschlechterstereotypen an den Fundorten verglichen.

Ist ein Mensch mangelernährt und hat er Stress, schlägt sich das im Zustand seines Zahnschmelzes nieder – jener Schutzschicht,

die unsere Zähne umgibt. Unterschiede zwischen den Geschlechtern im Zustand des Zahnschmelzes wurden in der Studie deshalb als Hinweis darauf gewertet, wer mehr und reichhaltigeres Essen bekam und gesundheitlich besser betreut wurde.

In den Gegenden, wo die Frauen in dieser Beziehung schon im Mittelalter gegenüber den Männern diskriminiert wurden, halten sich bis heute stereotype Einstellungen wie «Ein Job ist okay, aber was die meisten Frauen wollen, sind ein Haus und Kinder» oder «Männer sind die besseren politischen Führer als Frauen». Das ergab der Vergleich der archäologischen Daten von 10 000 Skeletten mit den Resultaten aus einer europaweiten Analyse der Stellung der Geschlechter.

Wer jetzt denkt, das betreffe uns Schweizerinnen und Schweizer gar nicht – wir gehören ja nicht so recht zu Europa –, der täuscht sich! Es wurden auch Skelette aus Gräbern in Bern, Basel, Büren an der Aare sowie dem Walliser Dorf Stalden dem Verhalten heutiger Menschen gegenübergestellt.

Gendernormen seien viel schwieriger zu verändern, als man bisher gedacht habe, so



Das ergab der Vergleich der archäologischen Daten von 10 000 Skeletten mit den Befunden aus einer europaweiten Analyse der Geschlechter.

die amerikanischen Fachleute für die Gleichstellung der Geschlechter. Sie hätten seit Hunderten, manchmal sogar Tausenden von Jahren Bestand. Nicht einmal grosse soziale, ökonomische und politische Umwälzungen wie die Industrialisierung hätten sie erschüttert. Die bevorzugte Behandlung von Männern werde von Generation zu Generation weitergereicht. Sie ist offenbar ein unangenehmes Erbe, das wir allerdings nicht ausschlagen können – so scheint es.

Eine Möglichkeit allerdings gäbe es, um die überkommenen Vorstellungen vom Wesen der Frau und des Mannes auszuradieren. Doch sie ist so ungeheuerlich, dass man sie kaum zu beschreiben wagt: In jenen Gegenden Europas, wo die Pest im Spätmittelalter auf einen Schlag einen Grossteil der Bevölkerung umgebracht hat, ist laut besagter Studie mit den Menschen auch ihr diskriminierendes Verhalten verschwunden.

Eine tödliche Krankheit als Lösung? Dann doch lieber ein paar Unterschiede zwischen den Geschlechtern in Kauf nehmen.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».